

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 301.

Sonntag, 24. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(5. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mica Kremlitz.

(Nachdruck verboten.)

Paula fühlte sich nicht wohl in dem lebhaften Salon von Frau Veri. Sie war noch zu fremd. Sie war bedrückt. Dort, wo Frau Petru erzählte, wie viel ihr die neue Einrichtung gekostet, langweilte sie sich; wo Klavier gespielt wurde, fürchtete sie zu stören; Fürst Demeter war ihr unheimlich, und Sofie Petru mißfiel ihr sehr. So trat sie leise an Nicu heran und bat ihn, mit ihr nach Hause zu fahren. Er war gern dazu bereit. Cleopatras Koketterie mit Fürst Demeter mit anzusehen, machte ihm Wein.

„Mir ist es doch recht schwer, daß ich von meiner nächsten Familie keinen mehr am Leben habe! Meine Mutter würde mir das Gefühl der Fremde nehmen, das mich heute überfiel. Sie war hier so sehr geliebt und verehrt“, meinte Paula.

Nicu gab ein Brummen von sich, als leisen Protest gegen das „verehrt“. Paula bemerkte es nicht, er hätte auch nicht gewollt, daß sie es merkte; ihm war lieb, daß die Mutter in ihrem Kopf als eine Heilige lebte.

„Es war ein recht bunter Tag, Nicu“, fuhr Paula fort. „Morgen wollen wir aber beginnen, unser Leben etwas zu regeln!“

Am nächsten Morgen war Nicu noch in süßem Schlaf — er konnte sich vor zehn Uhr nie recht ermuntern —, als der Diener ihn weckte, um ihm Herrn Veri zu melden. Paula war schon auf und hatte zu ihrem Entsetzen vom Fenster aus gesehen, daß die Rosenstöcke im Garten noch nicht eingegraben waren. Schnell ließ sie sich den Hausknecht kommen und verfolgte nun seine Ungeschicklichkeit von ihrem Boudoir-Fenster aus. Als Nicu einen Augenblick zu ihr hereinkam, rief sie ihm entgegen: „Denke nur, wir hätten nächsten Sommer keinen Rosenstock mehr im Garten gehabt!“

Nicu lachte. „Nächsten Sommer! Mein Gott, wer kann so weit denken!“

Paula entgegnete vorwurfsvoll: „Solch ein leichtsinniges Wort darf man nicht einmal im Scherz sprechen!“

„Bitte, predige nicht, Paula, ich wollte dir nur sagen, daß Veri mich abholt, um zu Fürst Demeter zu gehen, daß ich ihn aber zum Frühstück wieder mitbringe und vielleicht noch ein paar andere. Laß uns ein paar Flaschen Champagner auf Eis stellen.“

„Ich finde es unrecht, daß Veri seine Frau allein läßt, wenn nichts ihn verhindert, zu Hause zu sein. Ich würde es dir nicht gestatten!“

Unvermunt war der Zug, den Nicu am liebsten an Frauen hatte, darum war er ganz entzückt von Paula, als er fortging.

Veri unterhielt ihn in seiner ruhigen, fast tief-sinnigen Weise von Politik. „Ich habe Nachrichten aus der Residenz, daß der regierende Fürst abhandeln will. Er sieht selbst ein, daß es nicht mehr geht. Die Marulla nur hat das Spiel noch nicht satt. Da die Sache so liegt, möchte ich Fürst Demeter dazu bringen, jede Konspiration zu lassen. Siehst du, es ist doch eine

Schande für ein Land, wenn es seinen selbstgewählten Fürsten verjagt!“

„Aber wenn die Marulla noch nicht genug hat?“ meinte Nicu.

„Der regierende Fürst läßt sich ja nur bis zu einem gewissen Grad beherrschen, eines schönen Morgens jagt er all das Frauenvolk davon.“

„Fürst Demeter allerdings sucht mehr persönliche Rache, als daß er sich um das Wohl des Landes kümmert. Ihm war am Staatsstreich nur die Aufhebung der Robotpflacht ein Dorn im Auge gewesen.“

„Ich glaube nicht, daß er persönliche Motive hat.“

„Nur nicht idealisieren, Veri!“

„Ich achte ihn und kann ihn sogar gut leiden.“

Natürlich, dachte Nicu, Veri hat immer eine Vorliebe für die Menschen, die ihn gerade mit seiner Frau betrügen, und ich verwette meinen Kopf, daß Fürst Demeter Cleopatras neueste Laune ist.

„Mir ist er widerwärtig“ — bemerkte Nicu — „er erinnert mich an einen Tierbändiger oder an einen Pflanzler aus den südlichen Staaten, der jeden Morgen zum Frühstück einige Regier totpeitschen läßt.“

Dabei langten sie an dem weißen Palast an.

„Wenn Fürst Demeter ein paar Tausende darauf verwendete, seinen Palast herzurichten, das würde ihm mehr Popularität einbringen als alle seine Courmacherei!“ sagte Nicu.

Fürst Demeter war nicht zu Hause, er war wieder ausgeritten und hatte den Bescheid hinterlassen, die Herren möchten so gut sein und am Abend wiederkommen.

„Ihm paßt es nicht, mit uns allein zu reden, da müßte er klarer mit der Sprache heraus“, meinte Nicu.

Veri lachte nur: „Wenn du eine Antipathie hast, Nicu, dann hast du sie gründlich!“

Sie kehrten zu Paula zurück. Der bestellte Champagner fehlte auf dem Frühstückstisch.

„Warum?“ fragte Nicu.

„Weil ich es für unvernünftig halte“, entgegnete Paula bestimmt.

Veri lachte. „Nicu, deine Frau hat recht!“

Nicu schwieg, und Paula errötete; sie fühlte, daß sie eine Taktlosigkeit begangen.

Aber sie hatte mit der bestimmten Absicht, ihren Tag zu regeln, so viel Außergewöhnliches zu tun vorgefunden.

Reibungen und Schwierigkeiten aller Art! Im Haus und Gesindestube! Paula fühlte solch wehes Gefühl, als ob sie auf einem treibenden Flusse sei und davongetragen würde, wer weiß, wohin? Vielleicht machte die Veränderung des Klimas sich geltend, vielleicht war es das Herbstwetter — sie fühlte eine so schwere Mutlosigkeit! Nicu war ja derselbe, sie hätte nicht sagen können, daß er in irgend etwas verändert sei, aber es war, als sähe sie ihn plötzlich in einem anderen Licht, als sei keine Spur von Zusammengehörigkeit zwischen ihnen; ihre Beziehung schien ihr sehr veroberflächlich.

Sie hatte gewußt, daß das Leben in ihrer Heimat bunt, flüchtig sei; aber es war schlimmer: es war so unreal, als sei es überhaupt nicht. . . .

George Belescu speiste immer im Grand Restaurant. Kaum hatte er Platz genommen, als sein Freund Robert Rosco auf ihn zukam.

„Ich war bei dir, ich wollte dich fragen, was an der Geschichte wahr ist?“

„An welcher Geschichte?“ erwiderte George zerstreut.

„Daß Sofie Petru gestern bei Veris beinetwegen Frau Navru gestellt, du ihr den Rücken gekehrt und Navru mit seiner Frau die Gesellschaft verlassen hätte.“

„Was für ein Blödsinn! Wer hat dir das gesagt?“

„Wer? Die ganze Stadt ist voll davon. Du wärst mit Frau Navru in Beziehung gewesen, Sofie Petru hätte das erfahren und dir die Antwort auf deine Werbung in drastischer Weise gegeben.“

„Mein Gott, wenn nur Paula das nicht erfährt!“

„Aber, was ist denn daran wahr, George?“

„Was daran wahr ist, das fragst du noch? Kein Sterbenswort!“

„Hat es keine Szene zwischen Sofie und Frau Navru gegeben?“

„Warum sollte es denn eine Szene zwischen ihnen gegeben haben? Sie sahen sich gestern zum erstenmal! Und ich, der ich heute frühe Petrus Anfrage, ob ich seine Tochter heiraten will, mit nein beantwortet habe!“

(Fortsetzung folgt.)

Wie man im Felde Weihnachten feiern lernt!

Von G. Neuf.

Ein richtiges Fest ist es gewesen, das erste Weihnachten in Feindesland! Ein gütiges Schicksal hatte es gefügt, daß wir zur Weihnachtszeit des ersten Kriegsjahres gerade zurückgezogen zur Ruhe in einem belgischen Dörflein lagen. Und da wir nun vorher Zeit genug hatten, waren alle erdenklichen Vorbereitungen für den Weihnachtsabend getroffen worden. Ein richtiges Weihnachtsfest, ein fröhlicher Abend sollte es werden, wie wir ihn früher in der Heimat zu Friedenszeiten gefeiert hatten. Keiner durfte dabei was entbehren, wir wollten alle recht lustig sein, wie wir es manche Monate — oder waren es gar Jahre, so lang schienen uns fast die ersten ungewohnten Kriebsmonate — nie mehr hatten sein können. Und der Lustigkeit bedarf der Mensch doch auch ebenso wie ebenso wie der Sonne — so meinten wir damals.

Nun, es hat nichts gefehlt am ersten Weihnachtsfest im Felde. Es ist ein so herrliches, fröhliches Fest geworden, daß die Mannschaften nachher meinten, ihr Lebtage noch kein so schönes Fest gefeiert zu haben, wenn sie natürlich auch gern ihre Familie bei sich gehabt hätten. Und so etwas im Kriege! . . .

Die große Diele im verlassenen Herrenhause des belgischen Großgrundbesizers war tagelang vorher zum Weihnachtsraum ausgeschmückt worden. Die Wände waren ganz mit lauter Tannenzweigen besetzt, von der Mitte ergoß ein Kronleuchter aus vielen künstlichen elektrischen Kerzen ein strahlendes Licht, gleich neben dem prachtvollen großen rotglühenden Kamin, in dem die dicken Buchenscheite wohlighinsterten, stand ein riesiger Tannenbaum, reichlich mit weißen Kerzen und Wattlefaden bedeckt, und von ihm aus zogen sich an den Wänden ringsherum große schwere eichene Tische, die gleichfalls festlich mit Tannenzweigen geschmückt, eine Unmasse Geschenke und Liebesgaben trugen. Jeder Mann der Kompagnie hatte darauf seinen eigenen Geschenkplatz für sich, auf dem nicht nur die mehr oder minder reichlichen Geschenke von seinen Lieben zu Haus, sondern noch manche schöne Liebesgaben von unbekannten Gebern aufgestapelt lagen. Und nicht genug! Es ging sogar noch ein Keller mit Rosen rundherum, und jedes Los hatte einen Gewinn.

Auch war eigens ein mehrstimmiger Niederchor aus den besten Sängern der Kompagnie gebildet worden, der sich vor dem Weihnachtsbaum aufgestellt hatte und, sobald die Offiziere eingetreten waren, mit einem schönen Choral die Feier einleitete. Dann hielt der Kompagnieführer vor seiner festlich gepuhten Schar eine schöne Rede. Wohl entgiltten dabei

den jungen Leuten vom letzten Erfah, die noch nicht so recht das Heimweh überwunden hatten, verflohen einige Tränen, aber als der Führer damit endete, daß Weihnachten das Fest des Friedens und der Freude sei, auch jetzt draußen in Feindesland, weil der Frieden nun doch nicht allzu fern mehr sein könne, und der Freude, weil sie es trotz der Trennung den Lieben doch noch so schön mit der Nahezeit und den überreichen Geschenken getroffen hätten, da glänzte es zum Schluß recht freudig in allen Augen auf und alle stimmten hell und jubelnd mit ein in das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, das der Niederchor im Anschluß an die Rede vortrug.

Auf die schöne Bescherung folgte noch ein leckerer Schmaus von frischer Wurst mit richtigem Kartoffelsalat und wirklich echtem deutschen Bier dazu von einem dicken Fass, das draußen auf dem Flur aufgefahren war. Nun endlich konnte sich der alte Frohsinn, der so lange schon nicht mehr hatte zu Worte kommen dürfen, einmal frei wieder ans Licht wagen. Wenn auch manchmal leise, wie ermahnend, vom Donner der fernen schweren Geschütze die Fensterscheiben erklangen, wer achtet denn als alter Krieger darauf. Zahlreiche Reden wurden noch gehalten, und viele lustige Lieder, wenn's auch nicht alle Weihnachtslieder waren, bis zum grauen Morgen gesungen. . . .

Weihnachten 1915! Ein ganzes, langes und schweres Kriegsjahr liegt dazwischen. In ihm hat die Kompagnie fechtend fast halb Europa durchquert. Erst nach Rußland, dann in die Karpathen, von dort durch ganz Galizien hindurch, nieder tief bis in die russischen Sümpfe, nun über Berge und Täler Serbiens und schließlich wieder zurück nach Frankreich, wo sie einstens Weihnachten 1914 gefeiert hatte. Und auch hier bekam sie eine neue sehr schwere Stellung und gar keine Ruhe nach soviel Kämpfen. Alle über tun ruhig auch an dieser Stelle ihre Pflicht, stehen im Graben, denn legen können sie sich nicht in dem suktiefen Schlamm, mit dem ein regenreicher Winter das ganze Erdreich beglückt, und wachen im Feuer der reichlich vom Feind herübergeschandten Granaten und Minen. Wahelich es ist kein leichter Dienst! Wenn man fragen wollte, ob es schöner gewesen sei, kämpfend in den serbischen Bergen zu stehen, während jeder Tag ein Gefecht und einen Gewaltmarsch brachte, oder hier auf dem einen Fleck Stunden und tagelang, das aludende Wasser im Stiefel und Frost in allen Gliedern, entsagungsoll auszuharren, da gäbe es keinen, der nicht den frischen, freien Krieg gewählt hätte! Wenn die Leute dann von ihrer mehrtägigen schweren Nacht aus der vordersten Linie abgelöst wurden und in das Vereichtslager zurückkamen, waren sie völlig mit einer Lehmkruste überzogen, die am ersten Tage noch gar nicht, in den nächsten allmählich zu weichen begann, und begehrten nicht weiter zu schlafen, schlafen zu dürfen in dem ruhigen Gefühl, schwerste Pflicht erfüllt zu haben.

In diese Zeit hatten Dienstes fiel Weihnachten 1915. Da war gar keine Zeit gewesen, für ein Fest noch große Vorbereitungen zu treffen. Die Hauptsache aller Arbeit war, daß erst einmal im Lager wenigstens die Leute ein Dach über den Kopf bekamen, das sie schützte vor dem endlos strömenden Regen. Und so hatten die Mannschaften es selbst garnicht gemerkt, in ihrer schweren Ermüdung, daß der Weihnachtsabend nun schon herangekommen war. Man machte beinahe betretene Gesichter, als ihnen der Feldwebel am Mittag beim An treten verkündete, sie sollten sich abends 6 Uhr so sauber als möglich in der leeren Bretterbude zur Weihnachtsfeier einfinden. Recht ungläubig waren sie, was dies wohl für eine Feier werden würde.

Schlichtern betraten sie am Abend den bezeichneten Bretterverschlag; war es doch nicht einmal gegliedert, wenigstens äußerlich etwas festlich zu erscheinen. Denn die gelben Lehm Spuren wichen nicht von den abgeschabten Räden und Hosen. Verlegen drehten sie die Feldmütze in der rissigen Hand und blieben im Raum sich umblinnd stehen. Es war doch seltsam traulich in dieser öden Bude die von außen gesehen manch zugiges Loch noch aufgewiesen hatte. Aber drinnen merkte man davon nichts. Denn in der Mitte war von richtigem Tannenreis ein großes Kreuz an die Bretterwand genagelt und mit etlichen freundlich glänzenden weißen Kerzen verziert worden. Gerade soviel hatte man noch an Tannenzweigen zusammenholen können. Und dann stand ein kleiner eiserner Ofen an der Wand, ganz alühend rot geheizt, der zusammen mit dem leuchtenden Kerzenschein eine wohlthuende Wärme in dem Raum ausbreitete. Es mochte aber

von dem innerlichen Austauen bei diesem ungetrübten Anblicke herrühren, daß ihnen so warm ums Herz wurde.

Leise setzten sie sich, einer nach dem andern auf die längs der Wand aus Brettern aufgeschlagenen rohen Bänke und klidten mit stillen großen glänzenden Rinderaugen auf die ruhig flackernden Kerzen. Sie taten dem Blick so wohl und warm, daß sich die müden Augen richtig in ihnen ausruhen konnten.

Als dann der Kompagnieführer mit den Offizieren kam, erhoben sie sich und beantworteten sein wohlbekanntes freundliches „Guten Abend, Leute!“ etwas gedämpfter vielleicht, aber wärmer als sonst. Eine andere Einleitung besah diese Feier nicht. Dann sprach der Führer ein paar schlichte Worte. Daß das Weihnachtsfest schon wieder gekommen sei, das sie sonst im Frieden genossen gewesen wären als ein rechtes frohes, auch äußerlich freudiges Fest zu feiern. Leider wäre es diesmal nicht möglich gewesen, es ihnen ähnlich zu bereiten. Die Weihnachtsgaben wären nicht rechtzeitig eingetroffen, so daß er ihnen keinen Geschenktisch habe aufbauen können, auch mit der Verpflegung hätte sich nichts anderes wie das gewöhnliche Essen beschaffen lassen. Aber es wäre vielleicht ganz gut so, denn ein Teil der Kompagniekameraden stünde ja jetzt torn im Graben und hätte dann nicht mitfeiern können. Und die Hauptfreude besäßen sie ja doch! Das wäre die Freude über ihre treu erfüllte Pflicht, wenn sie zurückblickten auf das lange Kriegsjahr bis zum vorigen Weihnachtsfest, wie sie der liebe Herrgott an allen großen Taten des deutschen Heeres rühmlich hatte mithelfen lassen. Die Freude über erfüllte Pflicht wäre die schönste und reinste Freude auf Erden. Und da sie sich dieser heute mit gutem Gewissen hingeben dürften, so wäre Weihnachten damit auch so für sie ein wirkliches Fest der Freude.

Da war's zuerst ganz still im Kreis. Es fiel keine Träne über die gesuchten harten Pannesüge, die ja gar nicht weinen zu können schienen. Aber die Augen, die immer noch den Schein der brennenden Kerzen suchten, glänzten seltsam, den Schein der brennenden Kerzen suchten, glänzten seltsam, wie nach innen gerichtet. Und nach der kleinen Pause Schweigen klang plötzlich gedämpft, aber doch fest und klar die bekannte Sängerstimme, die schon so oft der Kompagnie in schwerer Stunde ein frohes Lied angestimmt hatte, durch den engen Raum: „Stille Nacht, heilige Nacht“, und alle rauhen Stimmen sangen es in tiefer Andacht mit.

Als das Lied geendet, gingen sie hinaus und holten sich von der Festfläche ihr gewöhnliches Abendessen. Sie kamen damit alle zurück in die trauliche Dube, setzten sich auf die Bänke, nahmen das Eßgeschick auf die Knie und löffelten beherzt ihr einfaches Mahl, immer ab und zu in die langsam abbrennenden Kerzen schauend. Raun sprach einer mit dem andern ein Wort. Aber doch fühlten alle, es war schön so, einmal in Ruhe mit- und nebeneinander wie eine große Familie zusammen zu essen, die doch soviel Leid und Freud zusammen geteilt hatten, und immer wieder sich von dem milden Kerzenglanz ins Auge und bis ins Herz hinein scheinen zu lassen. Und das laue Mahl und der weiche Tee dazu schmeckte ihnen dabei so gut, daß sich ihre Lieben daheim gefreut hätten über ihren gesunden Hunger.

Als die Kerzen verblichen, gingen sie still in ihre Stützen und legten sich auf harten Brettern zur Ruhe. Ebe es neun Uhr wurde, war es bereits menschenstill im ganzen Lager. Sie schliefen den gerechten Schlaf, die draußen gewacht und ihre Pflicht getan hatten, und tun würden, solange sie könnten. Sie durften mit ruhigem Gewissen heute von ihren Lieben daheim träumen.

Am Tage darauf fragte ich einen Mann der Kompagnie, der beide Weihnachtsfeste miterlebt hatte, welches den Leuten wohl besser gefallen hätte. Da meinte er schlicht und doch so wahr: „Ganz sicher das letzte! Denn die stillen Feste sind halt doch die schönsten!“

22 = Bunte Welt. = 22

Die Friedensschlüsse der Pitopadefa. Mitten in die Adventszeit hinein, die das „Frieden auf Erden“ kündende Weihnachtsfest einleitet, tönte das einmütige großherzige Angebot des Deutschen Reiches und seiner Bundesgenossen, der Welt den Frieden wiederzugeben. Es lenkt den Blick der Völker auf den dereinstigen Friedensschluß und läßt sie mit gespannter Erwartung die Frage der Friedensbedingungen

erwägen. Eine Fülle von Möglichkeiten kommt ja bei einem Friedensschluß in Betracht. Schon der Pitopadefa des Karajana, jene irdische Dichtung, deren Entstehungszeit die Geschehnisse zwischen das zweite Trachindret vor und das sechste nach Christi Geburt verlegen, nennt 16 verschiedene Arten des Friedensschlusses: Von Diplomaten, die's verstehen, sind von einander sie geschieden.“ Danach, unterschied man den Frieden zu gleichen Bedingungen für die Gegner von jenem, der den einen Partei Abgaben auflegte. Eine andere Lösung war die, daß der Sieger der Trichter des Besiegten die Hand zur Ehe reichte; besonders empfahlen sich die Schlichter eines Freundschaftsbundes, Sangata genannt. „Es währt, so lang das Leben währt und wird aus gleichem Grund gehalten. Der Sangata, der unverletzt, ob Glück, ob Not im Reiche waltet, / Vorzüglich ist er vor den andern, und wegen dieses Wertes eben, / Sind andre, die der Sache kundig, ihm die Bezeichnung „golden“ geben.“ Auch Bündnisse zur Erreichung eines bestimmten Zweckes oder zur Hilfeleistung für einen bestimmten Fall können der Feindschaft ein Ende machen. Zuweilen wird die Streitfrage auch Einzelkampf entschieden, wobei es vorkommt, daß der Besiegte für den Sieger eine neue Fehde auszufechten übernimmt. Die unterlegene Partei erwirkt mitunter den Frieden durch Gebietsabtretungen, durch Verzicht auf die Herrschaft, durch Preisgabe der persönlichen Freiheit. In anderen Fällen kann sie sich loskaufen, indem sie ihre Schätze, reiche Länderereien oder die ganze Ernte opfert. Endlich wird noch ein Friedensschluß erwähnt, bei welchem die Streitenden alle Lasten in gemeinsamem Bunde auf ihre Schultern nehmen. Zum Schluß weist der Dichter darauf hin, daß der Unterlegene, ohne irgendwelche Opfer zu bringen, den Frieden nicht gewinnen kann. Daher wendet er sich mit folgender Mahnung an den Zauberer: „Der Feind kehrt nie, bedrängt er dich und ist ihm größere Macht beschieden, / Erwach er keine Deute, heim; drum gibt es keinen andern Frieden.“ Es wäre zu hoffen, daß die Diplomaten des Vierverbandes dieser altindischen Weisheit eingedenk sind, wenn sie über die Vorschläge der Zentralmächte in Beratung eintreten.

Ghrentafel. Am 23. September 1915 wurde der Vormarsch der Division durch bei W. angesammelte starke russische Streitkräfte aufgehalten. Die 2. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr 136 lag in einer Waldparzelle am linken Flügel des 3. Bataillons nördlich W., als der Befehl durchkam, daß das Bataillon sich auf die Bahnlinie zurückziehen solle. Infolge der langen Ausdehnung der Schützenlinie wurde der Befehl nicht an allen Stellen durchgesetzt, so daß der Unteroffizier Franz Kowalewski aus Ostrowo, Provinz Posen, sowie der Tambour Johann Rater aus Groch-Münche, Posen, und der Wehrmann Franz Lüders aus Weibach bei Wiesbaden, die sitzen geblieben waren und weitergeschossen, sich plötzlich allen starken feindlichen Abteilungen gegenüberfanden. Sie eröffneten auf dieselben ein lebhaftes Feuer, wodurch die feindliche Infanterie, die bis auf etwa 20 Meter herangekommen war, stutzte und sich, wohl in der Annahme, es mit einer größeren Anzahl Gegner zu tun zu haben, für kurze Zeit in ihrem Vordringen aufhalten ließ. Dies benutzten die drei, um sich dem Bataillon, das inzwischen an dem vorerwähnten Bahnkörper Stellung bezogen hatte, wieder anzuschließen. Sie hatten aber noch nicht 50 Meter zurückgelegt, als eine Abteilung Don-Kosaken das kleine Häuflein bemerkte und die Verfolgung aufnahm. Als die drei sahen, daß ein Entkommen unmöglich war, eröffneten sie ein rasendes Schnellfeuer auf die in gestrecktem Galopp herankommenden Kosaken, von denen zwei bald aus dem Sattel fielen. Infolge einer Ladehemmung war Unteroffizier Kowalewski am weiteren Gebrauch seiner Schußwaffe behindert. Kurz entschlossen pflanzte er das Seitengewehr auf und ging dem zuerst ankommenden Feind, der mit eingelegerter Kugel auf ihn zuritt, zu Leibe. konnte ihm aber infolge einer plötzlichen Bewegung des Pferdes nur eine tiefe Schenkelwunde beibringen. Gleichzeitig machte ein Schuß aus dem nahe liegenden Walde und durch den Kopf getroffen sank der Reiter vom Pferde. Diese Gelegenheit benutzte Unteroffizier Kowalewski, sich zurückzuziehen, wobei er nicht verhindern konnte, daß seine beiden Kameraden, die sich ebenfalls bis zum letzten Augenblick wehrten, in Gefangenschaft gerieten. Es gelang dem Genannten, wieder zu seinem Bataillon zu stoßen, wo er gegen Abend eintraf. Unteroffizier Kowalewski wurde bald darauf mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Schach

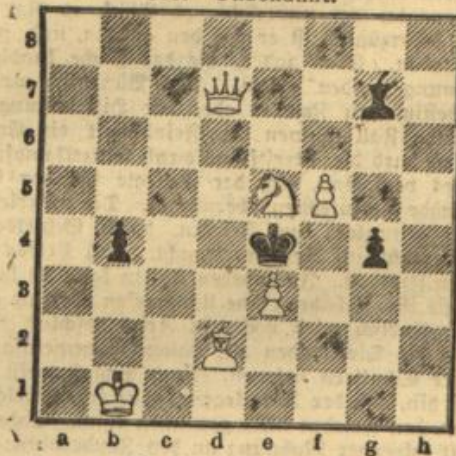
Alle die Schachzeitschriften betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und
Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

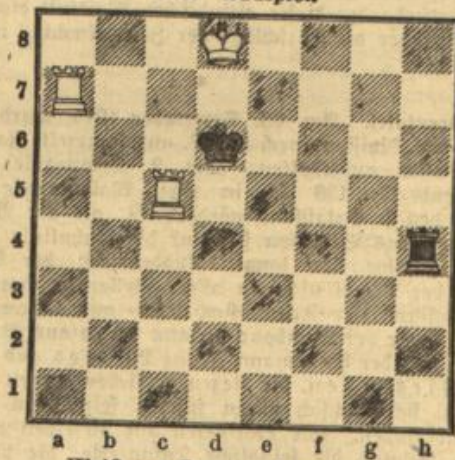
Wiesbaden, 24. Dezember 1916.

509. Unbekannt.



Matt in 3 Zügen.

510. Endspiel.



Weiß am Zuge und gewinnt.

Wir entnehmen dieses leichte Endspiel dem soeben im Verlag von Veit u. Comp. in Leipzig erschienenen Werkchen „Das Endspiel im Schach“. Lehrreiche Beispiele gesammelt und erläutert von Hans Fahrni, Schachmeister. Mit 100 Diagrammen. Das Buch will weder ein theoretisches Lehrbuch, noch eine erschöpfende Beispielsammlung sein, es will lediglich zur Beherrschung der typischen Erscheinungen des Endspiels verhelfen, und dieser Aufgabe wird es vollkommen gerecht.

Partle 191.

Gespielt in Amsterdam.

Weiß: Marchand. Schwarz: Trotsenburg.

- | | | | |
|-----------|--------|------------|-------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 11. Ta1—c1 | 1c8—b7 |
| 2. Sg1—f3 | c7—c5 | 12. Tf1—e1 | Ta8—c8 |
| 3. e2—e3 | Sb8—c6 | 13. Sf3—e5 | Dc7—d8 |
| 4. Lf1—d3 | e7—e6 | 14. c4×d5 | Sf6×d5 |
| 5. 0—0 | Sg8—f6 | 15. Dd1—h5 | Sd5—f6 |
| 6. Sb1—d3 | Lf8—d6 | 16. Dh5—h3 | Sc6—e7 |
| 7. b2—b3 | c5×d4 | 17. Tc1×c8 | Se7×c8 |
| 8. e3×d4 | 0—0 | 18. d4—d5! | Lb7×d5 |
| 9. Lc1—b2 | Dd8—c7 | 19. Se5—c6 | Ld5×c6 |
| 10. c2—c4 | b7—b6 | 20. Lb2×f6 | Aufgegeben. |

Es droht $D \times h7$ matt und zugleich $L \times D$.

Verantwortlich für die Schriftleitung: V. v. Raendorff in Wiesbaden. — Druck und Verlag der A. Schellensberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.

Auflösungen.

507 (3 Züge). 1. Sh3! g×h 2. Tb4†, S×T 3. Df3 matt.
Richtig gelöst wurde die Aufgabe von Dr. M., Wdw.,
A. Dl., A. Tr. und Dr. Z. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Merkrätse!

Beweis, Schnalle, Wicht, Skisport, Stern.
Von jedem Wort sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die im Zusammenhang die Freude unserer lieben Feldgrauen bezeichnen.

Weihnachten im Schützengraben.

Eh' daß man es sich recht versah,
 Ist nun das Christfest wieder da,
 Und in den vordern Schützengraben
 Kam grad' die Post mit Liebesgaben.
 Die hat Pakete viel gebracht,
 Es ist ein jeder reich bedacht.
 „Nun, Fritz, was schicken sie denn dir?“
 Fragt Franz den Freund voll Wüßbegier.
 „Je nun“, spricht der, „was dem Soldaten
 Willkommen ist, du magst es raten:
 Das Erste hat nicht Fuß noch Bein,
 Bald ist es groß, bald ist es klein.
 Das Zweite kündet dir die Zeit,
 Das Dritte ist nicht Wirklichkeit;
 Es trägt, drum such bei allen Dingen
 Bis zu dem Vierten vorzudringen.
 Du mußt, willst Du mein Ganzes kennen,
 Von jedem Wort ein Teilchen trennen.
 Teilst du das Ganze richtig ein,
 Wirst sicher du befriedigt sein.

Gleichung.

$$a - (b - c) + (d - e) + f + g = x.$$

a deutscher Dichter, b atmosphärische Erscheinung,
c aus der Bibel bekannter heidnischer Gott, d Weltstadt,
e Stadt in der Schweiz, f tierische Waffe, g Zeitabschnitt.

Begleitworte zur Liebesgabensendung.

Mein W, ihr Wackern draußen im Feld,
Zum neuen Jahr ein jeder erhalt.
Doch, denk' ich, wird recht döstig und fein
Ein P am Ende euch lieber sein.
Drum, weil ich dieses jetzt schon seh',
Schick' Mittel ich euch gleich zum P.

Anagramm.

Willst du der Rede entgegenen, beginne nur deine
Bedenken
Scharf betonend mit mir; niemals bejahe ich dann;
Nimmst du das letzte der Zeichen von mir und
stellst es zu Anfang;
Unschön krächze ich dann, immer in dunklem Gewand

Auflösungen der Rätsel in Nr. 614.

Bilderrätsel: Vergeblicher Massenansturm. — **Zweifelhaftig:** Grünspan. — **Kriegsglück:** 1=bar, 2=Kasse, 1,2=Barkasse. — **Füllrätsel:** EDAM, RIGI, SAAT, ACHT, TUBE, ZOLL. **Ersatzmittel.** — **Palindrom:** Oben, Nebo.

Der Landbote.

Volks'ümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1916.



Unter dem Christbaum.

Run schmüd' ich allein den Weihnachtsbaum
Und zünde seine Kerzen.
Mir ist, als geschäh's in halbem Traum,
Bin nicht dabei mit dem Herzen.

Mein Herz ist weit auf fremdem Gefild
Mit allen seinen Gefühlen.
Dort sucht es ein geliebtes Bild
In grauisigen Schlachtengewühlen.

Das Bild des Einen, der Jahr für Jahr,
So lang ich mit ihm verbunden,
Am heiligen Abend bei mir war
In den Bescherungsstunden;

Der sonst die Lichtlein angezündet
Der duftenden Weihnachtstanne.
Und liebend dann die Kleinen geweckt
Aus der Erwartung Banne.

Run muß ich statt seiner in halbem Traum
Die Kleinen rufend loden.
Da kommen sie schon, umdrängen den Baum
Und wollen schau'n und frohlocken.

O haltet ein! Bevor ihr schaut,
Bevor ihr frohlockt und redet,
Die Hände gefaltet, auf Gott vertraut,
Und mit mir gebetet, gebetet!

Du Kleinsten, des Vaters Ebenbild,
Sei auf den Arm gehoben
Und sprich die Bitte, — auf goldnem Schild
Trägt sie ein Engel nach oben:

Du heiliger, du lieber Christ,
Der Frieden gestiftet auf Erden,
O laß auch wieder zu dieser Frist
Den Menschen Frieden werden!

Wisch' ab die Tränen, die fort und fort
Noch feuchten zuckende Lider,
Bescher' uns, du treuer Kinderhort,
Den lieben Vater wieder!

Erwin Becker (Eduard Wilmann † 1899).

Sanft Ulrich bei Pleystein.

Eine Weihnachts Sage. Erzählt von Joh. Warbigler.*)

Unfern von Pleystein liegt nahe am Kirchsteige von Pfremsch nach Burthardsrieth auf einem bewaldeten Berge das schmucklose, aber wohlherhaltene Kirchlein St. Ulrich. Die glatten, weißen Mauern, die kleinen Fenster, der schlichte Turm und das bescheidene Schindeldach verleihen dem einsamen Gotteshause an verlassenener Waldstelle eine festliche Stimmung.

In alten Zeiten soll ein frommer Einsiedler hier geharht und das Abglöcklein geläutet haben. Wenn ferner Glockenklang von Pleystein heraus vernommen wird, dann hören auch heute noch die Sonntagskinder, wie das Glöcklein von St. Ulrich miteinstimmt, und im Gehörs die Wallfahrer laut betend zum Kirchlein gezogen kommen. Wer aber eilen wollte, sich ihnen anzuschließen, der würde trotz ein'ne Vetter auf den Wegen im Walde antreffen und enttäuscht schließlich auch das Kirchlein leer finden.

Am heiligen Abend wollt' einmal der uralte Lenzwärbauer von Pfremsch in die Christmette nach Burthardsrieth gehen. Um sich als alter Mann recht warm anzuziehen, suchte er beizeiten sein behagliches Ausstragpflüßlein auf. Gestielet und gepornt setzte er sich endlich in seinem Lehnsessel an den Tisch, um noch ein wenig in dem aufgeschlagenen Hausbuche zu lesen, bis es Zeit würde zum Fortgehen. Nicht lange aber sah er so, als ihn ein Schlächten überfiel.

Als er aufwachte und nach der langsam tickenden Uhr sah, erschrak er; denn er hatte sich verschlafen. Alles im Hause war mausestill. Seine Leute waren entweder auf dem Kirchenwege oder im Bett. Einen Augenblick nur überlegte er, sah nochmal nach der Uhr und nahm seinen Stod, zögerte aber nicht mehr. Er hoffte durch Beschleunigung seiner Schritte die verschlafene Viertelstunde wieder zu gewinnen.

Auf dem Wege sah er sich öfters um, ob nicht ein Gefährte nachkomme. Vergebens; er fand niemand mehr; er war ganz allein und weit aus der Ferne von denen, die da zur Kirche gingen. Keuchend gelangte er an den

Eingang des Waldes. Und einen Augenblick stehen bleibend, beschloß er, seine ungesunde Eile etwas zu mäßigen.

Da war es ihm mit einem Male, als hätte jenseits das Glöcklein der Ulrichskirche zu läuten aufgehört. Leise klang es noch in seinen Ohren. Aber dann glaubte er doch wieder, sich getäuscht zu haben. Er ging seines Weges weiter, durch die Reihen junger Fichten und Tannen in den manerfinsternen Schatten des hochstämmigen Kiefernwaldes hinein und gelangte so in die Nähe des einsamen Gotteshauses. Schwere Dunkelheit ruhte zwischen den Baumstämmen. Auf verborgenen Saiten erklang eine zarte Musik in der weltfernen Halbe, und ein tonloses Räumen durchzuckte die schlafenden Büsche.

Der pilgernde Alte blieb wieder stehen und lauschte. Erst leise, dann aber immer deutlicher vernahm er den zauberischen Klang jetzt aus der Ferne. Als bald aber ertönte es süß und wunderbar aus den Föhrenwipfeln, hinter welchen das höher gelegene Kirchlein sich verbarg: „Holder Knabe im lodigen Paar.“ Geigen- und Flötentöne, wie auch sanfter Orgelklang begleiteten frohlockend das Wiegenlied des Jesukindleins: „Schlafe in himmlischer Ruh!“

„Wirklich,“ so sagte sich der noch verweilende Nachzügler, „heuer ist die Christmette auch wieder einmal im Ulrichskirchlein, statt immer in Burthardsrieth. Das trüßte sich gut; da komme ich trotz meiner Verspätung auch noch zurecht vor der Wandlung.“

Er fog vom Wege ab, um das noch einige hundert Schritte entfernte Kirchlein zu erreichen. Siehe da, er hatte sich nicht getäuscht; helles Licht strahlte ihm durch die Bäume aus den Kirchenfenstern entgegen. Voll Freude darüber beschleunigte er seine Schritte wiederum und in wenigen Augenblicken hatte er die Kirchentür erreicht. Sachte drückte er sie auf, und auf den Beinen schlich er sich in den letzten Stuhl, wo gerade noch ein Platz für ihn übrig war.

„Schau, einen neuen Herrn haben wir auch wieder,“ dachte der Ahnungslose, als er den Geistlichen am Altare beobachtete, wie er das Kniebucel und dann „Dominus vobiscum“ machte. „Oder es ist der Schmiedwollenkranz, der wieder in der Balanz da ist. Aber nein, der ist es auch nicht, der wäre noch nicht so corpulent,“ forschte er weiter und sah sich etwas unter den Leuten um.

*) Wir entnehmen diese Sage der von Herrn Lehrer J. B. Zühlke herausgegebenen trefflichen Heimatzeitschrift „Die Oberpfalz“ (Oberpfalz-Verlag, Kallmünz bei Regensburg).

Aber seine Nachbarn, die ganz altmodische blaue Mäntel tragen, sind ihm fremd. Er findet keinen Bekannten. Wo sind denn seine Jungen? Da vorn im ersten Stuhle sind ein paar noble Herren. Und die Weiber, was haben die für einen uralten Staat an? Diese großblumigen, gewauchten Kleider haben sie vor dreißig Jahren noch gehabt.

Wie er sich so wundert, da dreht eine den Kopf nach ihm und schaut ihn schnurgerade an: „Wo bin ich? Heiliges Blut Christi, das ist meine Gvatterin, die vor vielen Jahren so jung hat sterben müssen,“ so dachte er, zu Tode entsetzt.

Sie erhob sich und ging auf ihn zu. Dann flüsterte sie ihm ins Ohr, er soll augenblicklich sich entfernen, und wie er hereingekommen, rücklings hinausgehen. Darauf lehrte sie wieder auf ihren Platz zurück.

Der also Gewarnte tat, wie ihm befohlen und gelangte glücklich an die Tür. Da ihm die Tränen kamen, zog er sein Taschentuch heraus. Dasselbe aber fiel ihm aus der Hand, und er hob es nicht mehr auf, um keinen Augenblick zu verlieren. Als er auf der Schwelle sich nach außen wendete, da flog das Pfortlein mit furchtbarem Krachen hinter ihm zu.

Die unheimliche Christmette aber war wie ein Traum- gesicht plötzlich verschwunden. Das Licht der Fenster war erloschen, die Musik war verstummt, und von den An- rüdigen kam niemand aus der Kirche, um den Heim- weg mit anzutreten. Starr vor Schrecken wankte der Alte Schritt für Schritt hinweg von dem schauerlichen Orte.

Da bemerkte er, wie in Burthardsrieth die Leute mit Laternen aus der Kirche kamen und den Weg nach Pfrensch einschlugen. Inzwischen war er auch wieder auf dem Kirchensteige angekommen und wartete auf die näher- kommenden Besucher der wirklichen Christmette, von denen er alsbald erreicht wurde. „Lenzwaistbauer, seid Ihr? Laßt uns auch mit!“ sagten sie lachend und wollten mit ihm ein Gespräch beginnen. Allein aus dem Alten war heute nichts herauszubringen.

Der Mesner aber fand in der Kirche verstreut un- zählige kleine Fesseln eines Taschentuches. Der Lenzwaist- bauer hörte das, aber er wollte es nicht erklären. Erst später hat er dieses sein Erlebnis erzählt. Dazu mochte er, auf der Ofenbank sitzend, Gaselnüsse auf und steckte die Kerne seinen lauschenden Enkeln in den offenen Mund.

Nun ist er auch längst gestorben, wie alle, die er damals gesehen hat. Aber niemand hat es noch ge- wagt, in der heiligen Nacht wiederum in St. Ulrich die Christmette zu besuchen, allwo unter den erschienenen Betern nunmehr vielleicht auch der uralte Lenzwaistbauer gesehen werden könnte.

Stadt und Land.*)

Das Verständnis für die Sorgen und Nöte der Land- bevölkerung im Krieg scheint in der Stadt nicht so vor- handen zu sein, wie es nötig ist, um zwischen Stadt und Land ein besseres Verhältnis anzubahnen. Schon vor dem Kriege ließ dieses zu wünschen übrig und während des Krieges ist es nicht besser geworden. Es ist aber nötig, daß beide Bevölkerungssteile sich gegenseitig verstehen lernen; denn nur ein Volk aus einem Guß wird die Kraft be- halten, auszuhalten in diesem Kampf, der auch hinter den Fronten geführt werden muß. Auf beiden Seiten, bei Stadt und Land, gibt es Vorurteile und Vorurteile, die beide aber nur darauf beruhen, daß keins der anderen Sorgen und Nöten so recht kennt. Um nun den Stadt- bewohnern die Landbevölkerung menschlich näher zu bringen, seien auf einige Schwierigkeiten hingewiesen, mit der die Landbevölkerung zu kämpfen, von denen aber die Städter meistens keine Ahnung haben.

Da ist zunächst die Arbeiterfrage. Die Männer und Jünglinge, die sonst über die Felder schritten, um den Samen zu streuen und die Ernte zu bergen, wo sind sie hin? Zurückgeblieben sind nur die älteren Männer und die Knaben, und die sind noch zum großen Teil in der Industrie unablöslich. Da ruht die Hauptarbeit auf

den Schultern der Frauen. Wie manche von ihnen hat in dieser Kriegszeit die ganze Heuernte hindurch die Sense führen müssen, und was das heißt, da kann der Städter sich kaum vorstellen. Wie manche Frau hat in der Saat- zeit stundenlang den schweren Sätor über die Schollen geschleppt. Es war für sie auch ungewohnte Arbeit; denn im Frieden ist sie von so schwerer Arbeit verschont geblieben. Hätte sie nicht denken können: „Ich will mirs leichter machen, ich schaffe es nicht mehr, ich lasse einen Teil meiner Felder als Triefsch liegen?“ Nein, sie hat weiter geschuftet, wenn sie auch Abend für Abend totmüde aus ihr Lager sank, sie hat weiter geschuftet und geschuft, weil sie weiß: es ist notwendig. Was wollen gegen dieses stille Heldentum die paar Kornhamster ausmachen, deren Meister man hier und da ausgehoben hat. Von diesen ge- heimen Magazinen auf dem Lande macht man sich in der Stadt meistens auch eine irrige Vorstellung. Es sind doch nur Einzelfälle. Hamster gibt es auch in den Städten, ich erinnere nur an die Vorkommnisse in Frankfurt, von denen vor einiger Zeit die Presse berichtete. — Kriegs- gefangene bringen wohl eine Erleichterung in der länd- lichen Arbeiterfrage, aber es sind doch nur Erleichterungen, die nicht allzu hoch zu bewerten sind. Der beste französische Kriegsgefangene kann einen deutschen Bauern nicht ersetzen. Und der Auh' erst! Sie sind alle unselbständig und be- dürfen einer steten Aufsicht, wenn ihre Arbeit zweckent- sprechend werden soll. Manche machen ihre Arbeit auch absichtlich schlecht. In Großbetrieben ist die Arbeit der Kriegsgefangenen eher angebracht.

In der Stadt ist man im allgemeinen der Meinung, auf dem Lande könne man aus dem Vollen leben. Wie oft sind nicht bei dem Schreiber dieser Ausführungen in letzter Zeit Briefe aus der Stadt angekommen von Freunden, die sich sonst seiner seit 10 Jahren kaum erinnert haben, mit der Bitte: „Lieber H.! Besorge mir doch schnell 10 bis 12 Pfund Butter. Wie ich höre, ist bei euch in dem Artilel noch kein Mangel.“ Für die Nichtlandwirte auf dem Lande hat es keine Schwierigkeiten, immer Butter für den eignen Haushalt zu bekommen, Eier sind in der Zeit der Fleischknappheit überhaupt keine aufzutreiben. Die Hühner legen wenig, weil es an Körnerfutter fehlt, die vorhandenen Eier werden in den Haushaltungen selbst verbraucht, da Fleisch fehlt. Auch die Landwirte selbst können heute nicht mehr aus dem Vollen schöpfen. Brotfrucht wird ihnen zu- gemessen, und wenn einer wirklich auf betrügerische Weise sich mehr Korn verschaffen wollte, als ihm zusteht, dann ist es immer noch nicht gemahlen. Die Mühlen werden hier von der Polizei genau überwacht und sind nie sicher. Auch mit den Kartoffeln hat der Landwirt parfam umgehen gelernt bei der starken Abgabe, die notwendig war. Die Hauschlachtungen, ja, ja, bei manchem wars ja übertrieben, aber der Durchschnitt der Landbevölkerung hat von fetter Hauschlachtung wenig verspürt. Es hat die Ernährungs- frage auch für den Landwirt manche Schwierigkeiten. Zu- nächst fehlt in den Bauerndörfern jede gemeindebehördliche Fürsorge. Da gibt es weder Reis noch Kunibutter, noch Fisch, noch Feigwaren und dergleichen zu ermäßigten Preisen besorgt durch die Gemeinden. Die Kaufleute in den Dörfern sind schon im Frieden wenig leistungsfähig, und nun erst im Krieg! In dem nächsten Städtchen mangelt es häufig auch an dem, was man an Kolonial- waren gerade braucht. Ungleich günstiger steht doch da der Großstädter. Die größere Leistungsfähigkeit der städtischen Geschäfte kommt ihm zu gute. Lebensmittel aller Art fließen den Großstädten mit ihren großen Warenhäusern viel stärker zu als den kleinen Handlungen der Landstädte. Der Landbewohner muß auf manches verzichten, was dem Bewohner der Stadt noch erreichbar ist. Wenn also dieser über Butter- und Fettmangel klagt, so könnte jener vielleicht über das gänzliche Fehlen von Suppenstoffen Klage führen. Leider, oder auch Gott sei Dank, steht dem Landbewohner nicht so leicht die Presse zur Verfügung als dem Stadtbewohner, er trägt überhaupt Entbehrungen leichter als der Letztere.

Welche Schwierigkeiten bringt die Ernährungsfrage dem Landwirt aber in der Erntezeit. In kleinbäuerlichen, nassauischen Verhältnissen muß in der Erntezeit alles mit hinaus ins Feld, schon im Frieden, wie vielmehr jetzt im Krieg, wo auch die Hände der Schwächsten und Ältesten nicht entbehrt werden, wo vor allen Dingen durch die Haus- frau mit hinaus muß, sie, die doch in vielen Wirtschaften Hausvater und Hausmutter zugleich sein muß. Wo bleibt da zum Kochen der Mahlzeiten die Zeit? In Friedens-

*) Diese Ausführungen eines geschätzten W.-N.-Mitarbeiters sind teilweise nach dem überholt, wir wollen sie aber unsern Lesern um so weniger vorenthalten, als sie im großen und ganzen doch den Nagel auf den Kopf treffen. Die Frage, ob der Land- oder der Stadtbewohner am meisten leidet, läßt sich im dritten Kriegs- winter b. antworten. Am meisten leidet heute ungewissheit der Arbeiter und Bürger- stand der Stadt, der die Bed. n. m. mit hohen Preisen bezahlen muß und vieles entbehrt, woran es den Landbewohnern nicht fehlt. D. Schriftl.

zeiten war in diesen Zeiten der Brotverbrauch sehr stark, und zu Mittag wurden rasch ein paar Mehlpfannkuchen gebacken. Heute aber muß mit dem vorgeschriebenen Maß an Brot und Mehl haushalten werden. Viele Kleinbauern auf dem Westerwalde haben, um diese Schwierigkeit zu überwinden, schon im Laufe des Winters ihre zugeteilten Mehlmengen nicht ganz verzehrt, sie haben mehr Kartoffeln gegessen, nur um größere Brot- und Mehlvorräte für die Erntezeit zur Verfügung zu haben. In vielen Haushaltungen war dieses Verfahren nicht möglich, weil der Hausvater oder der Sohn auswärts arbeiten und mehr Brot verbrauchten. Für diese Familien bestehen also in der Erntezeit nach wie vor die Schwierigkeiten in der Ernährungsfrage. Sie müssen sich damit abfinden, so gut es eben geht, und so gut sich die Ernterücksichten mit der Magenfrage in Einklang bringen lassen.

Besonders groß waren den vergangenen Winter über die Schwierigkeiten in der Viehhaltung. Womit sollte der Landmann den Milchtrag seiner Kühe auf der Höhe erhalten? Womit soll er seinen Viehstand überhaupt durch den Winter bringen? Heu war knapp und mußte zum Teil noch an die Heeresverwaltung abgegeben werden; Haferstroh, das sonst im Winter das wichtigste Rohfutter bildete, hatte ganz verfaßt; Kraftfuttermittel waren entweder gar nicht oder doch nur zu ganz mäßigen hohen Preisen zu haben. Die Kartoffeln mußten geschont werden, weil immer wieder Lieferungen in Aussicht standen. Da hieß es für den Landwirt sich den Kopf zerbrechen und die Hände rühren, um durch zweckmäßige Zubereitung das vorhandene Futter nützlichender zu verwerten. Und dann kam der Viehhändler und bot für die Kuh oder das Kind diese ungeheuren Preise. Dann hieß es für den Landmann, dieser schweren Versuchung zu widerstehen. Der Verkäufer lodte: „Verkaufe, dann bist du aller Sorgen frei, und das schöne Geld ist dein.“ Mancher ist ja unterlegen, die meisten aber haben widerstanden, viele unter ihnen unter dem Zwang, den die Lage des Vaterlandes auf alles ausübt, viele auch, wir wollen es ruhig gestehen, ohne Gedanken an das Vaterland. Hat der Kaufmann in der Großstadt, der Fabrikant auch immer so standgehalten den lodenden Wucherpreisen gegenüber? Die Dividenden-Ausschüttung mancher Aktiengesellschaften redet eine gar zu deutliche Sprache.

Möge man in der Stadt manche verkehrte Anschauung über die Verhältnisse auf dem Lande verbessern, möge auch der Landbewohner nicht die Lage der Städte beurteilen nach den Modedamen auf den städtischen Spazierwegen oder nach den Auslagen der Feinbäckereien; denn Stadt und Land, beide stehen in einer schweren Zeit, beide haben zu tragen und zu entbehren. Wer am meisten und schwersten? Niemand kann es entscheiden. W.-N.

Es war einmal.

Um irgendwas zu suchen, frante ich in einem alten Schranke. Was ich suchte, fand ich nicht, doch fiel hierbei ein anderer Gegenstand in meine Hände, der mich dreißig und mehr Jahre zurückversetzte in die Vergangenheit, da wir als kleine Kinder, um unsere alte Ahn* geschurt, mit heißen Baden und klopfenden Herzen ihren Erzählungen lauschten. Wir hörten von Wilddieben und Räubern, von Strolchen und Landjägern, von Scharen von Bettlern, die durchs Land gezogen waren, von Krieg und Kojaten, von einem eisernen Tore an der Landesgrenze, dessen Knarren man zwei Stunden weit gehört haben sollte, von Schmuggel und vielen anderen Sachen. Es war nicht alles selbst erlebt, vieles war dabei, das ihr, dem einzigen Kinde und alleinigen Hausgenossen die früh verwitwete Mutter an langen, einsamen Winterabenden erzählt hatte. So konnten wir den Blick tief in vergangene Zeiten tauchen, denn sie, die Mutter meiner Großmutter hatte noch die großen Truppenburzüge am Anfang des vorigen Jahrhunderts erlebt, sie hatte drei junge Burschen aus unserem Dörfchen nach Spanien, in die Napoleonischen Kriege ziehen sehen und mehr wie einmal hatte sie, als junges Mädchen, mit dem steinernen Klunkelchen nach Limbach gehen müssen, um Wutli für die allezeit durstigen Kojaten zu holen. — Wie ich nun eines Tages in Großmütterchens Kiste sechtete, da fand ich eine runde Schachtel, zierlich wie ein kleines Faßchen aus Buchsbaumholz gedreht. Unjere älteren

Lente kennen diese runden Büchsen alle gut, und es mag noch manches Haus geben, wo sich eine solche findet und, wie auch bei meiner Großmutter, als Behälter für die Spargroschen dient, vorausgesetzt, daß ihrer Menge wegen nicht ein großer Mannstrumpf hierfür herhalten muß. Diese Büchse nun war ein Streichholzbehälter. Der große Unterschied in der Kostbarkeit der damaligen Streichholzproduktion im Vergleich zu den heutigen läßt erkennen, daß Streichhölzer ehemals ein Luxusartikel waren, mit dem man peinlich sparsam umging. Da wurde nicht, wie heute, allwöchentlich eine Schachtel gekauft, o, lange nicht, eine Büchse reichte jahrelang aus. Aber wie soll das denn möglich sein? Rieb man denn allmorgens noch zwei Hölzchen aneinander, bis es Feuer gab, wie es die wilden Völker im Innern Afrikas machen?

Einen „verlorenen Sohn“ kennt jeder, der dies liest. Ich meine keinen, der sein Vaterhaus verließ und im Glend reuenvoll zurückkehrte, ich meine den guten alten Ofen, der in der Stube stand, aber im Ehn gestocht wurde und auf dessen Außenseiten das Gleichnis vom verlorenen Sohn fein säuberlich gegossen war. Es mag wohl keiner mehr im Dienste sein, doch wird er nicht sobald vergessen werden, wenigstens nicht von denen, die noch Ofenwunden vom verlorenen Sohn gegessen haben.

Solange der Ofen brennen mußte, vom frühen Herbst bis zum späten Frühjahr, wurden in jedem Hause mindestens einmal am Tage Ofentuchen gebacken. Von einer Frau hörte ich erzählen, daß sie nicht ausgekommen sei, wenn sie nur oben auf der Platte gebacken hätte. Sie hatte daher auch noch Kuchenteig an die Seitenwände des Ofens geklatzt und einen Besen daran gestellt, damit der Teig nicht herunterfallen konnte. Das hat denn formentlichen gegeben. Es wollte sogar einmal jemand behaupten, die Frau hätte dazu den Stabbesen genommen. Das ist natürlich gelogen. Im Kropbacher Kirchspiel kann dies wenigstens nicht vorgekommen sein. Der verlorene Sohn hatte außer den Ofentuchen die gute Eigenschaft, daß er riesige Holzflöße verschlucken konnte, da brauchte man das Holz nicht so klein zu hauen, wie heutzutage.

Bevor man nun abends ins Bett ging, wurde gesorgt, daß reichlich glühende Kohlen vorhanden waren. Diese wurden in der Ofenecke fein säuberlich zusammengescharrt und mit Asche überdeckt. Am Morgen war dann noch helle Glut vorhanden, welche zu neuem Leben angefaßt wurde, womit man das Streichholz sparte. Wenn es nicht gleich brennen wollte, was ja meistens der Fall war, so wurde der Feuerbläser genommen und mit kräftigem Atem nachgeholfen. Der Feuerbläser, das ist auch so ein Gerät, das ehemals unentbehrlich war, heute aber dem alten Eisen angehört. Man hatte zwei Arten. Die eine waren alte Flintenläufe, die andere dagegen sozusagen als Feuerbläser geboren, d. h. sie waren eigens zu diesem Zwecke gegossen worden. Rohre von 3 Fuß Länge und ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll Weite; am Mundstück etwas weiter, wie am Fuße, mit einem Haken an der Seite. In der Mitte durchgehauene Feuerbläser sah man früher hier und da als Auslaufrohre an hölzernen Brunnenstöcken.

Wie aber nun, wenn trotz aller Vorsicht einmal das Feuer ausgegangen war? Dann wurde doch sicher zum Streichholz gegriffen? Bewahre! In diesem Falle hatte man ein Kohlenpfännchen oder ein Stollertchen, mit dem ging man ins Nachbarhaus, oder wenn auch da nichts zu holen war, ins zweite, dritte, vierte Haus, bis man Kohlen fand, und trug sie heim. Im Sommer kam es sogar sehr oft vor, daß das Feuer morgens verlöscht war, weil es sich im Herde oder auf der Kochplatte nicht so leicht unterhalten ließ. Das hatte dann aber herzlich wenig zu bedeuten, man holte sich einfach seinen Bedarf bei einem Kohlenmeißler, an denen nahe genug beim Dorfe kein Mangel war.

Es würde mir lieb sein, wenn ich bei meinen Lesern Interesse für die beschriebenen Gegenstände geweckt hätte. Gar manches Stück und mehr dieser Art steckt noch in den alten Häusern und erinnert an vergangene Zeiten und eine untergegangene Kultur. Niemand sollte solche Gegenstände verlaufen, weder an den Alteisenhändler, der ja nur einige Pfennige oder minderwertige Kaffeetassen dafür gibt, noch an solche Händler, die diese Sachen in die Stadt schaffen. Das sind Zeugen bäuerlicher Geschichte und im Bauernhaus sollten sie auch bleiben. Wenn dann unsere Nachfahren oder wir selbst in späteren Jahren auf den Gedanken kommen sollten, diese Stücke in einem besonderen Zimmer oder Hause des Dorfes zu sammeln, zu ordnen

*) Großmutter.

und zu beschreiben, zur Lehre und Ergötzlichkeit für alle Zeiten, dann ist doch etwas da. Vieles ist ja schon gedankenlos verpölpelt, aber immer noch lohnt sich das Interesse. In vielen Gegenden unseres Vaterlandes sind schon interessante Beispiele hierfür vorhanden. Bei uns hat es noch Weile. Denn um solches zu verwirklichen, darf nicht immer — besonders von denen, die es können — gefragt werden: „Kost' er och ner?“

H. Klöckner.

Umschau.

*** Oblandkultur.** In vielen Gemeinden des Westerwaldes befinden sich noch große Oblandflächen, an deren Urbarmachung man in der Zeit des Krieges in verhältnißmäßig geheimer Weise gearbeitet hat. Auch in der Gemeinde Herschbach hat man im vorigen Jahre eine 30 Morgen große Oblandfläche im Distrikt „Hierberg“ kultiviert und im Herbst nach guter Düngung mit Korn eingefät. Der Stand des Kornes war durchweg gut, es wurde an die Landwirte des Dorfes auf dem Halm verkauft und dafür 2000 Mk. einköst. Die 30 Morgen sind jetzt auf 12 Jahre verpachtet worden, wobei die Gemeinde für den Morgen 25 Mk. einköst, insgesamt 750 Mk. An Rückvergütung für Beschäftigung von Kriegsgefangenen erhielt die Gemeinde 2284 Mk., hierzu die diesjährige Einnahme aus dem Roggen mit 2000 Mk., zusammen 4284 Mk., verbleiben an Ausgaben noch 2768 Mk. Die Gemeinde hat dabei kein schlechtes Geschäft gemacht, denn das für die Kultivierung aufgewendete Kapital verzinst sich mit 27%. Eine weitere Oblandfläche soll bald zur Kultivierung in Angriff genommen werden. Durch die starke Quarz-Industrie gehen für die Landwirtschaft stets bedeutende Flächen verloren, die durch Gewinnung von Neuland wieder ersetzt werden. Wie in Herschbach, so sind auch in vielen anderen Gemeinden des Westerwaldes große Flächen urbar gemacht worden und finden teils als Getreideland, teils als Weiden Verwendung. Auch hier hat sich der Krieg und die zwingende Notwendigkeit als der beste Lehrmeister erwiesen. B.

*** Vom Westerwald.** („Mehlbeeren“-Sammeln.) Manch reizendes Bild boten in diesem Herbst die Raine und Heden in der Umgebung der Westerwaldsdörfer. Die Weißdornbüsche, die uns im Frühling durch ihren Blütenschmuck erheiteten, hatten sich im Sommer mit unzähligen Früchten behängt, die der Herbst in leuchtende Purpurfarbe tauchte. Unter Aufsicht ihrer Lehrer wurden sie nun abgeerntet. Die erreichbaren Früchte pflückte man vom Boden aus, die höheren von Treppenteilen. Von ganz hohen Büschen schnitten kletterkundige Buben die Spitzen ab. Was tats, wenn die scharfen Stacheln einmal die Haut ritzten? Was tats, wenn hin und wieder einmal einer in den hohen Brennnesseln verschwand? Unsere Soldaten draußen bekommen auch manche Schramme! Es geht fürs Vaterland. Mit flinken Fingern pflückten unten die Mädchen die roten Beeren ab, fröhliche Lieder singend. Rausch füllten sich die Körbchen und manche schöne Menge kam zusammen. Was tats, wenn der kalte Herbstregen die Kleider näßte? Man froh unter das Gebüsch und pflückte um so eifriger weiter. Unsere Soldaten lassen sich auch nicht durch Regen bei ihrer Arbeit stören. Es geht fürs Vaterland. Der Kriegerlasser-Gesellschaft werden die Beeren zugedacht, die daraus einen Kriegerlasser herstellen, um Getreide und Korn als Nahrungsmittel unserer Völk erhalten zu können. O. R. D.

*** Oberheffische Leichenschmäuse.** In den Ortshäusern Oberheffens ist trotz der Lebensmittelpnot und der jetzigen schweren Zeit die Sitte der Leichenschmäuse noch nicht eingestellt worden. Die Behörde hat zur Steinerung der Unsitte nunmehr die Bürgermeistereien zur Ergreifung besonderer Maßnahmen angewiesen. In erster Linie soll dies durch Belehrung und den Hinweis auf den Ernst der Zeit und die schwere finanzielle Belastung der leidtragenden Familien geschehen.

Der Nutzen der Dorfsteiche. Schon seit Jahren geht das Bestreben des Fischerei-Vereins für den Regierungsbezirk Cassel dahin, nach Möglichkeit die Befischung von Dorfsteichen und Weihern mit Fischen zu fördern. Wie wichtig und nützlich dies ist, zeigt sich besonders in der jetzigen fleischarmen Zeit, wo die Fische sehr begehrt sind und mit Preisen bezahlt werden, an die früher niemand dachte. Und doch gibt es in Hessen, in dem vor Jahrhunderten fast jedes Dorf seinen Fischteich hatte, so manche ertraglose Wüstung, die sich zu einem Fischteich umschaffen ließ und die dann eine Quelle des Eregens werden würde. Daß bei der Fischzucht jetzt viel Geld

verdient wird, zeigt eine Meldung aus Vermuthshain, wo bei der Ausfischung eines Teiches 30 Zentner Karpen und 160 Pfund Schleien eingeheimst worden konnten. Auch in anderen Gegenden tritt man jetzt aus freizugwirtschaftlichen Gründen der Erhebung der Fischzucht näher. So wird aus der Pfalz berichtet, daß am Rhein dort mehrere hundert Hektar ertragsloses und der Überschwemmung ausgesetztes Land der Fischzucht dienstbar gemacht werden soll.

*** Das älteste deutsche Pfarrhaus.** In wenigen Jahren — 1922 — kann das Pfarrhaus in Rod a. Weil (Taunus) auf eine 800-jährige Vergangenheit zurückblicken. Bei den Wiederherstellungsarbeiten des hoch vom Bergesrand ins Weital grühenden Hauses fand sich ein Balken mit einer Inschrift, daß das Haus 1122 durch Jean He'l erbaut wurde. Damit wurde auch ein in der Kirchenchronik enthaltener Hinweis auf Baujahr und Erbauer beweiskräftig bestätigt. Die alten Mauern des Hauses sind 85 cm stark, über der Eingangstür ist eine Falltürvorrichtung, auch eine „Rechnase“ entdeckt das kundige Auge an anderem Ort, sodas wohl anzunehmen ist, daß das Bauwerk ursprünglich nicht als Friedenshaus gedient hat. Bis zur Reformation wohnte im Hause ein päpstlicher Dechant, seitdem der evangelische Pfarrer. Vor etlichen Jahren unterzog man das Haus einem gründlichen Umbau, wobei dank der neuzeitlichen Baukunst der mittelalterliche Charakter ausgezeichnet gewahrt wurde. Zwar mußte im Hausinneren manches Alte verschwinden, doch das prachtvolle Fachwerk des Nordgiebels und die kühn aufragende Dachkonstruktion konnten in ursprünglicher Schönheit wieder hergestellt werden. Neben dem uralten Kirchturm, dessen Erhaltung durch eine im Kirchenkreis vorgenommene Sammlung ermöglicht wurde, bildet das mittelalterliche Pfarrhaus, eins der schönsten und das älteste Deutschlands, eine treffliche Zierde der Landschaft.

Inhalts-Verzeichnis.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten des Landboten. Erzählungen und Gedichte sind nicht berücksichtigt.)

Wohlfahrtspflege. Flachsbau 4. Eine Warnung vor Ruchbaum-einkaufschwindel 4. Förderung des Obstbaues 4. Kanarienvogelschutz auf dem Vogelsberg 4. Vom Vogelsberger Flachsbau 4. Fichtenrinde als Gerbstoff 8. Vermehrung des Schafbestandes 12. Kleinwohnungsbau 12. Oblandkultur 19. Die Ansiedlung von Kriegsrwitwen aus der Stadt auf dem Land 20. Säuglingsfürsorge 22. Beeren sammeln 32, 36. Die gute Suppe 32. Die Schulzahnpflege 36. Kreisarbeit-nachweis 40. Fichtenlohrinde 40. Kreiswanderbibliothek 44. Ländliche Fortbildungsschulen 48. Oblandkultur 52. Vom Westerwald 52. Der Nutzen der Dorfsteiche 52.

Heimatschutz und -Pflege. Heldenhaine 3, 8, 23. Die Dorf-linde 6. Vogelschutz 8, 12. Förderung der Heimat-schuttbewegungen durch die Schule 16. Seeabier am Rhein 20. Ländliche Heimatspflege nach dem Kriege 30. Die Tierwelt des Mainzer Beckens und Untermainlands 35.

Bildung und Erziehung. Jugendpflege 4, 20. Weibliche Jugend auf dem Lande und Wirtschaftsbetrieb 8. Volksbildung 11. Kinder und Tanzvergnügen 12. Hauswirtschaftlicher Unterricht 20. Jugendwehr 28.

Brauch und Sitte. Die Trauung gefallener Paare 3, 16. Neuzeitliche Totenlage 5. Eier sammeln am Osterfest 8. Läuten der Betglocke 20. Kirchliche Andachten zum Gedächtnis gefallener Krieger 20. Missionsfest im hessischen Hinterland 39. Es war einmal 51. Oberheffische Leichenschmäuse 52.

Übergläub. Nassauischer Volksaberglaube 2. Die Sage von der Welttschlacht am Kirtenbaum 3. Brauchsprüche 3. Kriegsaberglaube 44. Abgläubische Anschauungen und Aussprüche bei der Taunusbevölkerung 48.

Verschiedenes. Die Schönheit des Volksliedes 1. Der Nachruf für gefallene Krieger 2. Das deutsche Sprichwort über Krieg und Frieden 3. Wie man sich auf dem Westerwald vor 60 Jahren nährte 7. Ein treuer Hirte 8. Usingen im Taunus 10. Auf dem Speicher des Großelternhauses 11. Wilh. Robert 14. Die nass. Seenplatte 15. Aus alten Akten 24. Die Nassauer 24. Der Schweinefall als Stümpert 24. Ein paar lustige Grabinschriften 27. Nassauern 28. Mißernte und Hungersnot 1816 u. 1817 31. Ein landwirtschaftliches Rätsel 32. Hansjakob und die deutsche Volkskunde 22. In der Elmühle 43. Kleinbahn-Jdyl 47. Stadt und Land 50. Das älteste deutsche Pfarrhaus 52.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.